

Feuilleton : mein Freund Isidor [Teil 2]

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **24 (1941)**

Heft 11

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Den Klassenkampf verstehen sie immer nur unter der Perspektive des systematisierten Hasses. Im Klassenkampf kommt aber nur die gründliche Erfahrung zum Ausdruck, dass die Begüterten, eben als Klasse, trotz allen Pfarrherren auf ihre Vorrechte nie freiwillig verzichten werden. Wer grosser Liebe fähig ist, kann auch ordentlich hassen, ganz wie der Nazarener Jesus. Weil die Pfarrer meistens noch den Begriff der Wohltätigkeit als das Höchste auffassen und nicht merken, dass längst der tiefe Glaube ins Volk gedrungen ist, dass eine Welt möglich sei, wo die Wohltätigkeit überflüssig ist, wirken sie als Hemmschuh in allen politischen Parteien und erst recht in jenen Kreisen, die sich der Parteipolitik fern halten. Kurz, sie wirken einer integralen Erneuerung der menschlichen Gesellschaft entgegen. Solange der Pfarrer im Amte bleibt, solange hat das Volk weder in die sozialen, noch in die sozialpolitischen, noch in die freiwirtschaftlichen Pfarrer Vertrauen. Man hat zu viele schlimme Erfahrungen mit diesen Vertretern des Bremserfachvereins gemacht. Es sind bezahlte Diener des Geistes, behagliche Rentner, die ein materielles Interesse daran haben, dass die bestehende Ordnung erhalten bleibt. Wenn die «gefühlte Berufung» einmal stärker ist als die Behaglichkeit, dann können wir dem, was sie Christentum nennen, vielleicht wieder Respekt entgegenbringen. Wenn sie nicht mehr mit der Autorität der Bibel aufrücken, sondern an der jetzt vorhandenen antiautoritären menschlichen Psychologie ansetzen, dann geben wir ihnen die Hand, denn Menschen, denen man vertrauen kann, ohne sich in seinen Gefühlen gekränkt und betrogen zu sehen, — Menschen mit dem Takt und der Geduld der Liebe, werden immer gesucht werden. Denn dann ist es mit der Schmach vorbei, dass man das menschliche Gefühlsleben einer bestimmten Klasse zur museumsartigen Aufbewahrung vermacht hat und dass man diesen Religionsmuseumsdienern für das Abstäuben der Geistespetrefakten vergangener Zeiten einen gewissen Gehalt auszahlt, denn erst dann arbeiten sie an der Erneuerung des menschlichen Geistes.

Von welcher reaktionären Gesinnung Herr Pfarrer Burri erfüllt ist, geht aus einem Vortrag in Basel hervor, wo er die Aufklärungszeit des 17. und 18. Jahrhunderts als Ursache der heutigen Ratlosigkeit und Zerfahrenheit bezeichnet! Darum wünscht er, dass sich verkrampfte Hände zum Gebet schliessen, zur Bitte um eine Hilfe von aussen, ohne der Kräfte zu gedenken, die in uns liegen. Ihm scheint es zu passen, dass leider viele keine Aufklärung wollen, sondern das Wunder, das Unbegreifliche. Diese Erneuerer sind entweder Geschäftsreisende ins Transzendente, oder «Flüchtlinge nach Indien».

Alle betäuben uns mit dem Gift: «Kein Ding ist der Mühe wert», «Torheit ist die Tat zu tun» usw. Andere wiederum lauschen der Lockung des Passivismus und denken, wenn doch alles zwecklos ist, wenn doch nichts der Mühe wert ist, wozu denn handeln? Der Dämmer dschungelhafter Mystik lockt. Das Untertauchen in das Vergessen ist eine schöne Gebärde geworden.

Wer aber Wille zur Arbeit hat, für den liegen die Steine auf der Strasse, daraus neue Häuser gebaut werden können. Man baue soziale Einrichtungen aber keine Barrikaden, auf denen geschossen und guillotiniert wird. Die mystische Abkehrung von der Welt tarnt nur verschwärmtens Egoismus, der nur seinen Interessen zu opfern gewillt ist. In der Zeit der Not aber wie wir sie jetzt durchleben, muss uns höchstes Gemeinschaftsinteresse, um nicht das sentimental anmutende Wort Nächstenliebe zu gebrauchen, aus der Agonie aufrütteln. Wenn die Erde brennt, darf man nicht auf dem hypnotischen Weg nach der Milchstrasse ausschwärmen. Wer aber zu demokratischer Tätigkeit zu faul ist und gerne nach «Indien flüchten» wollte, der muss zur Arbeit angehalten werden und lernen einsehen, dass Politik nicht die Kunst ist, eigene Interessen als diejenigen der Allgemeinheit vorzutauschen.

Zola schreibt, man habe während des weltgeschichtlichen Tages von Sedan in einem nahegelegenen Tale einen Bauern gesehen, der mit einem weissen Pferde vor dem Pflug seiner Arbeit nachging. Warum sollte er einen Tag aussetzen? Wenn auch die Menschen einander töten, so musste die Erde doch leben. In bösen wie in guten Zeiten liegt es an uns, fest und treu ein Jeder seinen Acker zu pflügen. Wenn auch das Ackerstück klein ist, das der Einzelne zu bestellen hat, und die Aussaat arm ist, die er zu spenden vermag, zusammen können und sollen wir dafür bürgen: der Geist muss leben. Hier gibt es keinen Platz für Zaudern oder Zweifel oder Missmut. Je dunkler die Nacht, je wütender der Sturm, desto mehr ist es von nöten, dass das Licht im Feuerturm leuchte. Selbst wenn die materielle Kultur zertrümmert am Boden liegt, ist nichts verloren, wenn nur die geistige ihr Licht bewahrt, denn bei ihrem Schein soll alles wieder aufgebaut werden. E. T.

Alle Theologen, welcher Religion sie auch angehören, streben nach einer despotischen Herrschaft über die Gewissen, und sie verfolgen deshalb alle, die die Wahrheit aufzudecken wagen.

Friedrich der Grosse.

Feuilleton.

Mein Freund Isidro.

Von Jakob Stebler.

(Fortsetzung)

Dann schlenderte er los, dem Städtchen zu. Irgend eine bestimmte Absicht schwebte ihm nicht vor, es wäre denn, dass er die trauernde Witwe anzubetteln gedachte. Der richtige Einfall kam ihm erst, als er beim Blumengeschäft des Don Eusebio Much vorüberging, und ein dickliches Männchen, offenbar den Ladeninhaber, vor der Türe stehen und sich langweilen sah. Dort durchzuckte ihn ein Gedanke.

«Sie haben wohl gute Geschäfte gemacht heute, Caballero?»

Der Angeredete spuckte kunstgerecht zweieinhalb Meter aus, und faltete sein Gesicht zu einer verächtlichen Miene: «Gute Geschäfte? Seit wann verdiene ich schon etwas?»

«Nun, ich denke, heute dürften Sie einen ausgezeichneten Tag haben.»

«Ist Ihnen daran gelegen, mich zu ärgern?»

«Im Ernst. Ich nehme an, dass Sie eine Menge Kränze zu liefern haben für das Begräbnis des Señor Montull.»

«Haben Sie eine Ahnung, hombre!» — Und eine zweite Ladung folgte der ersten an die jenseitige Häuserreihe hinüber. «Sie sind wahrscheinlich fremd hier, dass Sie nicht zu wissen scheinen, wie sich unsere Leute Don Isidro gegenüber einstellen!»

«Nein, ich bin sogar sehr gut im Bilde. Und gerade darum finde ich, ein tüchtiger Geschäftsmann wie Sie, Don Eusebio, dürfte mit Leichtigkeit Mittel und Wege finden, um bei solcher Gelegenheit seine Blumen für gutes Geld los zu werden.»

Der Dickliche sah ihn bekümmert an: «Wenn ich aber behauptete, dass in ganz Baza niemand daran denkt, auch nur einen Blumenstiel zu spenden!»

«Dann müsste es nicht mit rechten Dingen zugehen!»

«Natürlich, so ein hergelaufener Kerl muss es ja besser wissen!»

«Wenn Sie mir eine Cigarette geben wollten, Caballero, könnte ich Ihnen vielleicht mit einem Vorschlag zur Güte dienen.»

Die Cigarette kam, etwas widerwillig allerdings. «Und?»

Don Julio stellte sich breit in Positur: «Vorausgesetzt, es gelänge mir, Ihnen Aufträge zur Lieferung von Kränzen zu vermitteln, auf wieviel Provision pro Kranz dürfte ich da wohl rechnen?»

Der Blumenhändler war nicht so leicht auf Zuversicht umzustimmen. «Kommt gar nicht in Frage: ich kenne die Verhältnisse zu gut! Es würde mich sehr wundern, woher Sie einen solchen Auftrag nehmen wollten!»

«Wieviel würden Sie mir pro Auftrag bezahlen, habe ich gefragt!»

«Nun, wenn Sie durchaus nicht zu belehren sind: eine Peseta pro Kranz würde mich nicht reuen. Aber geben Sie sich keine Mühe; bis zur Stunde ist auch nicht ein Mauerblümchen für Don Isidro bestellt worden.»

«Eine Peseta; abgemacht.»

Gottfried Kellers Weltanschauung.

Seine Stellung zu den Ideen von Gott und Unsterblichkeit, zu Religion und Kirche.

Von Ernst Akert.

(6. Fortsetzung.)

Am 4. April 1850, unmittelbar vor seiner Abreise von Heidelberg und der Uebersiedlung nach Berlin, schrieb Keller an seinen Freund Ferdinand Freiligrath nach Köln, dass er ihn auf der Durchreise besuchen werde. «Wir wollen mit Interesse in der wackern Ruine (dem Kölner Dom) herumsteigen; wenn ich mich auch um den illusorischen Inhaber (den lieben Gott) nicht viel kümmern, so leide ich doch noch genügsam an Germanomanie, um mich an dem leeren Hause zu freuen. Ich habe schon so manche schöne Schale ohne Kern begafft, dass diese auch noch hingehen mag . . . Wie ich mit dem lieben Gott stehe? Garnicht! Ludwig Feuerbach und die Konstitutionellen in Frankfurt nebst einigen groben physiologischen Kenntnissen haben mir alle luxuriösen Träume vertrieben. Die rationale Monarchie ist mir in der Religion so widerlich geworden wie in der Politik. Als ich Gott und Unsterblichkeit entsagte, glaubte ich zuerst, ich würde ein besserer und strengerer Mensch werden; ich bin aber weder besser noch schlechter geworden, sondern ganz im Guten wie im Schlechten, der Alte geblieben.»

In einem Briefe an Wilhelm Baumgartner vom 27. März 1851 aus Berlin schreibt Keller:

«Sehr gefreut hat mich die Art, wie Du meinen Anschluss an Feuerbach aufgenommen hast, und ich ersehe daraus, dass Du die Sache im rechten Lichte ansiehst. Wie trivial erscheint mir gegenwärtig die Meinung, dass mit dem Aufgeben der sog. religiösen Ideen alle Poesie und erhöhte Stimmung aus der Welt verschwinde.

«Die Welt ist mir unendlich schöner und tiefer geworden, das Leben ist wertvoller und intensiver, der Tod ernster und bedenklicher, er fordert mich nun erst mit aller Macht auf, meine Aufgabe zu erfüllen und mein Bewusstsein zu reinigen und zu befriedigen, da ich keine Aussicht habe, das Versäumte nachzuholen.»

«Es kommt nur darauf an, wie man die Sache auffasst; man kann für den sogenannten Atheismus ebenso schöne und sentimentale Reden führen, wenn dies einmal Bedürfnis ist, als für die Unsterblichkeit usf.; und diejenigen Tröpfe, welche immer von höhern Gefühlen sprachen und unter Atheismus nichts weiter als rohen Materialismus zu verstehen imstande sind, würden freilich auch als Atheisten die gleichen grob-

sinnlichen und eigensüchtigen Bengel bleiben, die sie als höhere Deisten schon sind. Ich kenne solche Herren! Indessen bin ich weit davon entfernt, intolerant zu sein und jeden, der an Gott und Unsterblichkeit glaubt, für einen kompletten Esel zu halten, wie es die Deutschen gewöhnlich tun, sobald sie über den Rubikon sind.»

«Es mag manchen geben, der die ganze Geschichte der Philosophie und selbst Feuerbach gründlicher studiert hat und versteht, wenigstens formell, als ich und doch ein eifriger Deist ist, so wie ich mehr als einen ehrlichen Handwerksmann kenne, der den Teufel was von Philosophie kennt und doch sagt: Ich kann «in Gottesnamen» (!) einmal nicht an dergleichen Dinge glauben: Tot ist tot! Daher kommt es, obgleich nach und nach alle Menschen zur klaren Erkenntnis kommen werden, einstweilen noch auf die innere Organisation und viele äussere Zustände an. Ich möchte daher auch nichts von grobem Hohne und gewaltsamer Aufdringlichkeit wissen.

«Nur für die Kunst und Poesie ist von nun an kein Heil mehr ohne vollkommene geistige Freiheit und ganzes glühendes Erfassen der Natur ohne alle Neben- und Hintergedanken und ich bin fest überzeugt, dass kein Künstler mehr eine Zukunft hat, der nicht ganz und ausschliesslich sterblicher Mensch sein will. Daher ist mir auch meine neuere Entwicklung und Feuerbach für meine dramatischen Pläne und Hoffnungen weit wichtiger geworden als für alle übrigen Beziehungen, weil ich deutlich fühle, dass ich die Menschenatur nun tiefer zu durchdringen und zu erfassen befähigt bin. Jedes dramatische Gedicht wird umso reiner und konsequenter sein, als nun der letzte Deus ex machina verbannt ist, und das abgebrauchte Tragische wird durch den wirklichen und vollendeten Tod einen neuen Lebenskeim gewinnen . . .»

«Dr. Escher schrieb mir, er wolle diese Produkte (den Grünen Heinrich und den Gedichtband), wenn ich sie geschickt hätte, den Behörden vorlegen. Ich weiss aber nicht, welchen Eindruck dieselben machen werden, da meine Feuerbachischen «Muggen» deutlich daran herumschwirren, obgleich durchaus anständig und gemessen. Ich befürchte fast, es könnten von übelwollender Seite etwa spöttische Vorwürfe laut werden, dass man ein solches Kräutlein gepflegt und genährt habe. Schreibe mir doch Deine Ansicht darüber, ohne indessen einstweilen davon zu sprechen.»

Im Juli 1852 schrieb Keller an Wilhelm Baumgartner: «Es tut mir leid, dass der Text meines Helvetialiedes . . . (O mein Heimatland, o mein Vaterland, wie so innig feurig lieb ich dich) ein bischen einfältlich und kindlich ist, womit

«Aber erst, wenn ich das Geld für die Kränze habe, von denen Sie phantasieren!»

«Meinetwegen. Sagen Sie, Caballero, gibt es noch andere Blumenhändler in Baza?»

«Die andern hätten nicht so lange Geduld mit Ihnen. Es gibt noch welche, aber bloss unbedeutende Konkurrenten. Das tonangebende Geschäft führe ich.»

«Darum also verkaufen Sie nichts! — Noch eins aber, Don Eusebio, wie wäre es beispielsweise mit einem kleinen Vorschuss?»

Der Dicke hatte nichts anderes erwartet. Das war auch das einzige, was er Don Julio glaubte. Alle andere Aufschneiderei war blos der Auftakt für eine getarnte Bettelei.

«Scheren Sie sich zum Teufel!», fuhr er ihn an.

«Eine Peseta pro Kranz; gilt!»

Und Julio Portolés trabte halb verdrossen, halb siegesbewusst, zur Calle Nueva hinüber, wo Don Isidro wohnen sollte, schöpfte draussen tief Atem, schaute nochmals an sich hinunter ob er auch genügend zerlumpt aussehe, und liess sich dann bei der Witwe Montal melden.

Natürlich versuchte ihn der dienstbare Geist mit einem Almosen abzuspeisen. Aber er stellte sich gekränkt. Er sei kein Bettler. Er müsse Dona Elvira persönlich in einer sehr, sehr wichtigen Angelegenheit sprechen.

Es ging eine Weile, bis er vorgelassen wurde. Und dann pflanzte er sich auf vor der Witwe, deren Gehaben nicht auf über-

mässige Trauer schliessen liess, nahm eine todunglückliche Miene an, und sprach mit wundervoll gespielter Ergriffenheit:

«Dona Elvira, Sie werden sich wundern, was ein Mann mit derart heruntergekommenem Aussehen bei Ihnen sucht, aber weil ich weiss, dass Sie einen Menschen nicht nach seinem Aeussern beurteilen, finde ich den Mut, in diesem unwürdigen Zustand Ihr Haus zu betreten. Ich bin Julio Portolés, ein alter Freund Ihres ach, so früh verstorbenen Mannes. Wir haben seinerzeit miteinander an der Universität Alicante studiert, wir waren unzertrennlich, und auch seitdem ich ihn aus den Augen verloren habe, denke ich ununterbrochen an die schöne Zeit unserer gemeinsamen Studienjahre zurück. Soll ich Ihnen sagen, welch einen Schlag es für mich bedeutete, von seinem plötzlichen Hinscheid zu vernehmen? Ich kann es nicht, ich bin zu fassungslos, es kam zu unerwartet; . . . mein armer, armer Isidro, warum war es nicht mir vergönnt, an deiner Stelle zu sterben!»

Es war äusserst rührend. Umsomehr, als Julio in einem günstigen Augenblick den Zeigefinger an die Zunge führen konnte, und damit sein Auge netzen. Wahrhaftig, die schönste Glycerinträne schien Pfuschwerk gegen diese überzeugende Feuchtigkeit!

Nun wusste Dona Elvira erstens ganz genau, dass es in Alicante keine Universität gibt, dass, wenn es noch eine gäbe, der zerlumpte Kerl vor ihr nie dort studiert hätte, umsomehr als er zwanzig Jahre jünger sein mochte als ihr verstorbener Gatte, und zweitens war sie vollständig im Bilde, dass diese Freundschaft eine Erfindung Don Julios sei, um auf anständige Art zu etwas Geld zu

er auch jene mit seiner neuen 1849 gewonnenen Weltanschauung nicht mehr harmonisierende Schlußstrophe meinte: «Beten will ich dann zu Gott dem Herrn: Lasse strahlen deinen schönsten Stern nieder auf mein irdisch Vaterland».

In einem andern Briefe sagt Keller: «Es wurde mir alles glühender und sinnlicher». Das färbte mächtig ab auf sein künftiges Schaffen. Das Feuerbach-Erlebnis war ihm zur Wende in seinem Denken und Fühlen, in seiner Weltanschauung geworden.

Gottfried Keller ist damit Atheist und Materialist geworden und von seinem 30. Lebensjahre bis an sein Ende Atheist und Materialist geblieben.

Er huldigte dem Atheismus im Sinne Feuerbachs. Der unbegriff der Moral war ihm die Verantwortlichkeit für sein und der andern Schicksal. Der Mensch hat in diesem Diesseitsleben seine Pflicht als Glied des Ganzen zu tun.

Das ist denn auch das Ziel von Kellers Wirken und Dichten geworden und geblieben.

Wie schön, wie einfach, schlicht und edel kommt seine Weltanschauung nun zur Darstellung in seinem schönen Gedichte:

Ich hab' in kalten Wintertagen,
In dunkler, hoffungsarmer Zeit
Ganz aus dem Sinne dich geschlagen
O Trugbild der Unsterblichkeit.

Nun, da der Sommer glüht und glänzet,
Nun seh' ich, dass ich wohlgetan.
Ich habe neu das Herz umkränzet,
Im Grabe aber ruht der Wahn.

Ich fahre auf dem klaren Strome,
Er rinnt mir kühlend durch die Hand.
Ich schau hinauf zum blauen Dome
Und such' ein besseres Vaterland.

Nun erst versteh ich, die da blühet,
O Lilie, deinen stillen Gruss.
Ich weiss, wie hell die Flamme glühet,
Dass ich gleich dir vergehen muss.

Oder das andere Lied aus dem Abschnitte «Sonnwende und Entsagen»:

Die Zeit geht nicht, sie stehet still
Wir ziehen durch sie hin;
Sie ist ein Karawanserei,
Wir sind die Pilger drin.

kommen. Sie hätte ihm also etwas in die Hand drücken können und ihn hinauswerfen, andererseits aber reizte es sie zu wissen, was der Kerl mit seinem plumpen Anbiederungsversuch denn eigentlich bezwecke. Ein Bruchteil seiner Lügen hätte doch vollständig genügt, um sie ins Bild zu versetzen. Der Bettler log die Sache so faustdick herunter, dass er doch zum vornehmerein genau wissen musste, wie das Märchen von der Gegenseite aufgenommen würde.

Nun ja, sie liess ihm eine nahrhafte Suppe aufstellen, opferte ihm auch die Ueberreste des heutigen Mittagmahls, und setzte sich zu ihm, begierig, die Fortsetzung des Romans zu erfahren.

Nachdem Don Julio seine erste seelische Erschütterung heruntergegessen und getrunken hatte, wurde er gesprächiger.

«Heute früh bin ich in Granada von der Nachricht überfallen worden. Sie kam wie ein Blitz aus heiterem Himmel. Sie ahnen wohl kaum, Dona Elvira, wie wir aneinander gegangen haben, Narcisso und ich; wir . . .»

«Isidro», verbesserte Dona Montull.

«Ganz richtig, Isidro, mein Freund Isidro. Man kann sich einmal verplappern. Wir haben uns geschworen, damals, als wir auseinander gingen, dass keiner den andern im Stiche lassen würde, möge geschehen was wolle, und ich, ich halte mein Wort. Meine letzten zehn Pesetas habe ich zusammengeklaut, um hierher fahren zu können und meinem Freund die letzte Ehre zu erweisen. Julio, hat er oftmals zu mir gesagt, Julio, wenn einer von uns sterben sollte, was Gott verhüten möge, dann sei es des andern Ehrenpflicht,

Ein Etwas, form- und farbenlos,
Das nur Gestalt gewinnt,
Wo ihr drin auf und nieder taucht,
Bis wieder ihr zerrinnt.

Es blitzt ein Tropfen Morgentau
Im Strahl des Morgenlichts;
Ein Tag kann eine Perle sein
Und ein Jahrhundert nichts.

Es ist ein weisses Pergament
Die Zeit, und jeder schreibt
Mit seinem roten Blut darauf,
Bis ihn der Strom vertreibt.

An dich, du wunderbare Welt,
Du Schönheit ohne End',
Auch ich schreib meinen Liebesbrief
Auf dieses Pergament.

Froh bin ich, dass ich aufgeblüht
In deinem runden Kranz
Zum Dank trüb' ich die Quelle nicht
Und lobe deinen Glanz.

Oder ein paar Verse aus dem «Fahrenden Schüler»:

Fliehe nicht, du holde Maid,
Wenn wir dir vorüber kommen,
Leute, denen aus Wanderleid
Ist ein guter Stern entglommen.

Sind gebräunt in Wetter und Wind
Und gereift an heissen Sonnen;
Ueber unsere Wangen sind
Ein paar Tränen schon geronnen.

Treten jetzo fester einher,
Fühlen unter uns die Erde.
Nicht vom eitlen Hoffen schwer,
Noch verzagend vor Gefährde.

Atmen froh das Morgenweh'n,
Wenn wir durch die Lande schweifen;
Glauben nichts, als was wir seh'n
Und mit unsern Sinnen greifen.

Halten nichts auf hohlen Dunst,
Mögen nichts auf Worte geben;
Doch verstehen wir die Kunst,
Wie wir denken auch zu leben.

das Freundesgrab mit einem grünen Kranz der Liebe zu schmücken. Und ich weiss, dass er es gehalten hätte, mein Freund Isidro!

«Ach ja!» stöhnte Señora Montull, und wusste immer noch nicht, wo der Studienfreund eigentlich hinauswollte.

Der stärkte sich mit einem ergiebigen Schluck: «Und darum bricht es mir das Herz, dass ich nicht in der Lage bin, mein Wort zu halten. Sie sehen es mir an: ich bin so arm, dass mir auch der bescheidenste Kranz unerschwinglich bleibt; mangels Mitteln kann ich auch nicht das kleinste Blümchen an seinem Sarg niederlegen, und das ist mein tiefstes Elend.

Dabei brach sein Herz hörbar.

Dona Elvira begann irgendwie Morgenluft zu wittern. Der Kerl da musste ganz fabelhaft auf dem Laufenden sein. Das war ja auch ihr grösstes uneingestandenes Aergernis, dass bei der feudalen Beredigung, die ihrem Gatten bevorstand, die Leute von Baza sich so offenkundig abseits hielten, und dass es auffallen würde, wenn die Masse Volk sich nicht irgendwie beteiligte, wäre es auch nur durch magern Blumenschmuck. Es konnte ihr also nur daran gelegen sein, die Anteilnahme des Volkes zu fördern, und das war es ja mit andern Worten, was der abgebrannte Caballero offensichtlich zu unternehmen sich verpflichten wollte.

Bloss durfte man ihn das nicht merken lassen. ich doch dem Verstorbenen schuldig, dass ich keinen seiner Studien-genossen verzweifeln lasse; Sie hätten umgekehrt ja sicherlich auch alles für ihn hergegeben.»

Schluss folgt.